

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 24 (2017)
Heft: 272

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Porträtkunst

Secondhand

WikiLeaks

Filzkappe

Menschenrechte

Krimitage

Kunstcafé

Baukultur

Alpenthriller

Baumelbeine

Kunstgarage



Georg Gatsas: «Are You... Can You... Were You?»



Manthe Ribane, Venus X, Ikonika, Farai



Makatshana (BlaqShandis), Zandi Tisani, Blk Jks, Manthe Ribane



Der St.Galler Künstler Georg Gatsas erhält den Manor-Kunstpries St.Gallen 2017. Am 4. November eröffnet das Kunstmuseum St.Gallen seine Ausstellung «Are You... Can You... Were You?» Hier eine Auswahl seiner Porträts aus Südafrika; auf den folgenden Seiten befragt die Schriftstellerin Dorothee Elmiger Georg Gatsas zu seinem Werk, und wir stellen drei Musikerinnen vor, die er porträtiert hat.

«Ich will keine in die Luft springenden Personen fotografieren» Über analoges Fotografieren in Zeiten von Instagram, den westlichen Blick und die Kamera als Selbstermächtigungsapparat: Dorothee Elmiger im Gespräch mit Georg Gatsas.

Worüber denkst du zur Zeit nach? Was liest du gerade?

Georg Gatsas: Ich lese gerade das Buch von Ian F. Svenonius, *Supernatural Strategies for Making a Rock'n'Roll Group*. Svenonius arbeitet die Geschichte des Rock'n'Roll als Produkt des westlichen Kapitalismus auf: Warum gründet man überhaupt eine Band? Nicht der Wunsch nach Geld oder Sex oder Ruhm, sagt er, sondern eine politische Ideologie ist die wichtigste Voraussetzung: Man muss nicht gut spielen können, aber man muss seine Mitstreiter gut wählen. Denn mit Geld kann man ja sowieso nicht rechnen.

Du selbst hast dich für die Fotografie entschieden: wieso?

Ich habe gemerkt, dass ich das kann. Im Gegensatz zum Singen beispielsweise.

Sonst wärest du vielleicht Sänger geworden?

Vielleicht. Oder Regisseur. Eigentlich wollte ich mal auf die Filmschule, aber dann habe ich die Gebühren dieser Schulen gesehen, die Idee wieder verworfen und angefangen zu fotografieren.

Der grundlegende Impuls, etwas zu sagen, zu formulieren, zu schaffen, ist ja vielleicht derselbe – egal, ob Regisseur, Sänger oder Fotograf.

Ich folge gewissen Spuren, immer in Verbindung mit der Musik. Ich will mich immer dort einklinken, wo gerade etwas passiert, und komme dabei immer wieder auf die Musik zurück. Einerseits bin ich mit Musikern und Netzwerken als eine Art Dokumentarist verbunden, andererseits verwenden die Personen die Bilder, die ich von ihnen gemacht habe, und diese werden so Teil dieses Gefüges.

Mittlerweile finde ich aber auch, dass man nicht alles begründen muss: Wenn es mir und den anderen Beteiligten Spass macht und man es gleichzeitig mit wichtigen Fragen verbinden kann, dann reicht das ja eigentlich völlig.

Was sind diese wichtigen Fragen?

Fragen zur Migration, dazu, wie der Westen den Süden sieht, Fragen zum Rassismus. Wenn man das ein wenig durchbrechen kann mit Bildern, hat man schon sehr viel mehr geschafft, als mit irgendwelchen schweren theoretischen Texten.

Ist die Fotografie für dich auch ein Weg, mit Leuten, die dich interessieren, in Kontakt zu treten?

Auf jeden Fall, das ist das Spannendste daran. Ich mache die Bilder schon ein wenig für mich, auch für ein Publikum, aber in der Hauptsache für die fotografierte Person.

Wie ist dein Verhältnis zu den Personen, die du fotografierst?

Was passiert in jenen zwei oder drei Stunden, in denen du jemanden fotografierst?

Was tatsächlich passiert, kann ich gar nicht so gut beschreiben. Aber ich habe gemerkt, dass sich dadurch, dass meine Fotos jetzt ein bisschen älter geworden und immer noch präsent sind, die Beziehung der Leute zu diesen Arbeiten gewandelt hat. Sie haben gemerkt: Da ist jemand, mit dem kann man kollaborieren. Die neuesten Arbeiten sind deshalb tatsächlich sehr kollaborativ entstanden. Manche sind sehr vor-

bereitet ans Set gekommen, wir haben Outfits ausprobiert und Locations bestimmt. Das sind Leute, die sehr selbstbewusst in eine Kamera schauen können und sagen: Das bin ich und das repräsentiere ich.

Vor drei Jahren bin ich manchmal fast verzweifelt, als die Leute, die ich fotografierte, mit dem Aufkommen von Instagram plötzlich massiv mitreden wollten, wie die Bilder noch verändert werden sollten. So wie ich fotografiere, analog, sind solche Veränderungen gar nicht möglich. Die Frage der Selbstwahrnehmung in der digitalen Bilderwelt hat das Bewusstsein einiger Leute in eine Schräglage gebracht: Plötzlich ging es darum, ein Selbstbildnis zu kreieren. Das war nicht länger ein kollaborativer Prozess.

Deine Rolle als Autor der Bilder erübrigte sich.

Das ist mittlerweile glücklicherweise wieder anders: Die Leute stellten fest, dass das Netz überflutet wurde von solchen ichbezogenen Personen. Die Leute, die ich heute porträtiere, haben ein gesünderes Selbstbewusstsein. Ausserdem beschäftigen sie sich mit wichtigeren Fragen als mit der Selbstrepräsentation und Selbstvermarktung durch das Internet.

Im Idealfall findet also eine Form von Zusammenarbeit von dir und den Porträtierten statt. Was versucht man denn zusammen herauszufinden dabei?

Ich glaube, es geht darum, ein Bild zu kreieren, das über die bloße Abbildung hinausgeht. Es sind Repräsentationen. In Südafrika hat die Fotografie – gerade weil es früheren Generationen verwehrt war, Sachen zu zeigen und auszustellen – bei den jungen schwarzen Südafrikanern und Südafrikanerinnen einen ganz anderen Stellenwert. Die Kamera ist ein Selbstermächtigungsapparat, der es erlaubt, sich selbst und andere zu repräsentieren. Ich habe beispielsweise das Fotografielokativ «I See A Different You» kennengelernt. Das sind drei Fotografen, die mit ihren Arbeiten zeigen wollen, dass sie zwar aus Soweto kommen, aus ärmlichen Verhältnissen, gleichzeitig aber eigene Bilder schaffen und damit Einfluss nehmen können – auch in finanzieller Hinsicht: Sie sind heute auch in der Werbung tätig und verdienen gut, während das in Südafrika früher weissen Fotografinnen und Fotografen vorbehalten war. Das hat alles mit der Frage nach Repräsentation zu tun – und das ist auch mein Ding: dass die Leute, die ich fotografiere, sich gerne repräsentiert sehen wollen, in einer bestimmten Zeit, im Jetzt sozusagen.

Die südafrikanische Fotografin Zanele Muholi sagt von sich selbst, sie sei eine visuelle Aktivistin und fordert eine Kamera für jedes Mädchen, besonders auch in den Townships. Sie versteht das Fotografieren als Akt der Selbstermächtigung. Aber wenn du jetzt nach Südafrika reist, dann bist du ja doch wieder der Weisse, der daherkommt und fotografiert.

Das stimmt, damit hatte ich in den ersten Wochen in Südafrika auch sehr zu kämpfen. Ich habe in dieser Zeit gar nicht fotografiert: Ich fühlte mich plötzlich sehr privilegiert, gleichzeitig auch als Zielscheibe – als reicher weisser Mann, der ich ja gar nicht bin. Ich wurde nicht für einen weissen Südafrikaner gehalten, man sah mir an, dass ich aus Europa komme. Als Europäer wird man sehr viel schneller ausgeraubt, die Wahrscheinlichkeit, ermordet zu werden, ist dafür kleiner. Und

wenn du als Weisser in Johannesburg ermordet wirst, werden ganze Viertel auf den Kopf gestellt – während ein schwarzes Leben noch immer sehr viel weniger wert ist.

Wie mir Mpumi Mcata von der Band BLK JKS in Bezug auf die Arbeit von weissen Fotografen gesagt hat: Man muss unterscheiden, wer der «real slim shady» ist. Du musst einfach gut sein.

Was heisst das, gut?

Du musst mit dem entstandenen Fotomaterial gut umgehen können: Die Präsentation ist wichtig. Vor allem aber musst du den «western gaze», den westlichen Blick, ablegen können und Teil des Gefüges sein.

Das traust du dir zu?

Ich glaube schon.

Die Fotografie hat in der Kolonialzeit ja eine sehr wichtige Rolle gespielt: Sie hat den Europäern und Europäerinnen ein Bild der kolonisierten Gebiete gezeichnet, das immer das «Fremde» und «Exotische» betonte. Man könnte einwenden, dass du dich – egal wie fähig oder integer du als Individuum bist – trotzdem in die lange Geschichte dieser Weissen mit Kameras einreihst.

Auch heute werden solche Bilder produziert oder ältere Aufnahmen ohne oder mit einseitiger Aufarbeitung ihrer Entstehungsgeschichte reproduziert. Das finde ich peinlich, auch in der Schweiz gibt es genügend Beispiele dafür. Ich glaube aber, dass diese immer noch vorhandene Vorstellung des Westens von seiner Überlegenheit sich massiv verändern wird, sobald der Westen, das westliche Imperium, abtritt.

Ich finde, dass man die Leute – auch abgesehen von der Fotografie – miteinbeziehen muss, indem man ihnen eine Stimme gibt, sie zum Sprechen bringt, indem man sie ihre Geschichte erzählen lässt und diese Geschichten mitsamt den Bildern in Umlauf bringt. Dabei stellt sich immer auch die grundsätzliche Frage danach, wie man überhaupt fotografiert: Wie werden Frauen von Männern fotografiert, beispielsweise.

Die Schriftstellerin Zadie Smith stellt eine Veränderung des weissen Blicks fest: Plötzlich sind jene Merkmale und Teile des schwarzen Körpers, die lange Zeit verabscheut wurden, begehrenswert geworden. Der schwarze Körper wird – gerade im Falle der Popstars – ästhetisiert.

Ja, es gibt auch einige Schweizer Fotografinnen und Fotografen, die plötzlich alle nach Afrika reisen und alles ganz aufregend finden – gerade im Bereich der Modewelt.

Also eine neue Art des «Entdeckens». Wie kann man dieser Gefahr denn entgehen?

Auf jeden Fall, indem man die Personen nicht zu Objekten macht: Es sind Subjekte mit Vor- und Nachteilen, mit guten und schlechten Eigenschaften, die vor der Kamera stehen. Ich vermisse beispielsweise oft die Namen der von europäischen Kollegen porträtierten Leute.

Trotzdem stehen die Person hinter der Kamera und diejenige, die fotografiert wird, immer in einem Machtverhältnis?

Bestimmt. Das hat sich aufgrund der digitalen Medien aber in gewisser Weise verändert: Man kann sehr schnell an

die Öffentlichkeit gehen, Shitstorms produzieren und sich so wehren.

Solange man über einen gewissen Bekanntheitsgrad verfügt, der es einem erlaubt, diese Aufmerksamkeit zu erzeugen.

In meinem Fall ist es schon so, dass die Leute, die ich fotografiere, auch alle miteinander in Verbindung stehen.

Wenn ich einen Fehler mache, dann spricht sich das herum.

Bedeutet das umgekehrt auch, dass du in deiner Arbeit ziemlich vielen Einschränkungen unterliegst? Bist du gezwungen, deine Arbeit auf eine bestimmte Weise zu machen, um es dir mit diesen Communities nicht zu verscherzen?

Ja. Aber ich würde mich natürlich all jenen Erwartungen oder Forderungen, hinter denen ich nicht stehen kann, verweigern. Soviel Eigenständigkeit traue ich mir zu.

Du sagst, dass du die Leute ihre Geschichten erzählen lassen und ihnen mit deinen Bildern eine Öffentlichkeit verschaffen willst. Was bedeutet das konkret für das Bild?

Ich will keine Klischeebilder produzieren, zum Beispiel fotografiere ich Musikschafter selten in ihren Studios. Ich konsumiere selbst sehr viele Bilder und weiss oft intuitiv, ob etwas funktioniert oder nicht. Das ist auch der Fall bei den Bildern, die ich selber produziere.

Du fotografierst Leute selten bei ihrer Tätigkeit und du scheinst auch darauf zu verzichten, im Sinne Barthes' «Leben in die Bilder zu bringen». Barthes beschreibt die «narrischen» Versuche der Fotografen, den Tod von den Bildern fernzuhalten und schreibt: «...man plazierte mich vor meine Pinsel, man holt mich ins Freie [...], man stellt mich vor eine Treppe, weil eine Gruppe von Kindern hinter mir spielt...» Das sehe ich bei dir nicht.

Ich finde es katastrophal, einer Person – oder mir – etwas aufzuzwingen. Ich will keine in die Luft springenden Personen fotografieren.

Geht es dir denn auch um Reduktion?

Um Reduktion und vielleicht auch um eine Verlangsamung der Bilder: Ich habe über Stanley Kubrick gelesen, dass er bestimmte Szenen manchmal extrem oft wiederholen liess. Er filmte Jack Nicholson und seine Familie in *The Shining* 87 Mal beim Aussteigen aus dem Auto. Die Schauspielerinnen und Schauspieler werden müde und vergessen sich selbst. Für mich als Fotograf ist es am besten, wenn genau das passiert. Manchmal warte ich sehr lange, bis ich abdrücke – bis die Person sie selbst geworden ist.

Es gibt in Kubricks Schaffen also den Moment des Experiments, er entscheidet sich aber dann, zugunsten einer kohärenten Handlung, für nur eine der 87 Szenen. Für mich wäre der interessante Film dann vielleicht gerade der, der Nicholson 87 Mal beim Aussteigen aus seinem Auto zeigt. Auch wenn es dir als Fotograf darum geht, einen unverstellten Blick auf eine Person zu werfen – den diese vielleicht gar nicht unbedingt zulassen will –, sehen die Porträtierten auf deinen Bildern aber doch immer schön aus, du weist nicht hin auf den Makel, den Fehler, die Inkohärenz.

Es wäre kontraproduktiv, gerade diejenigen Leute, die ich fotografiere, zu entblößen. Insgesamt bilden sie eine Art Gruppe,

eine riesige Gruppe. Blösse könnte ich mir eher vorstellen für einen Film, da ist die narrative Struktur einfacher lesbar – man muss sich Gedanken machen, wie es zu dieser Blösse gekommen ist.

Entscheidest du dich für die Leute, die du fotografierst, aufgrund ihrer Tätigkeit?

Ja, oder teilweise aufgrund ihres Umfeldes, ihres sozialen und ökonomischen Hintergrundes, der mit der Tätigkeit direkt oder indirekt in Verbindung steht. Mit Soweto Hippy kam ich zum Beispiel bei einem Besuch in Soweto zufällig ins Gespräch. Seine körperliche und geistige Haltung gefiel mir, und so haben wir uns zu einem Fototermin getroffen.

Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass ich jede Person interessant finde: Sehr viele Leute sind heteronormativ, rassistisch, sexistisch – warum soll ich die fotografieren?

Die Entscheidung für eine Person ist also auch eine politische Entscheidung.

Ja.

Es gibt womöglich doch viel direktere Formen, als Fotograf politisch zu arbeiten, als du das in der Regel machst. Mit Kaspar Surber bist du 2012 für sein Buch *An Europas Grenze* nach Griechenland gereist und hast dort die Situation an der Grenze dokumentiert. Denkst du manchmal darüber nach, dich als Fotograf stärker solchen Dingen zuzuwenden?

Ich überlege mir eher, mich auf andere Weise stärker zu betätigen, zu unterrichten, zum Beispiel. Die Sache ist ambivalent. Der Fotografin Zanele Muholi haben manche Leute vorgeworfen – und sie hat selbst bestimmt auch damit gehadert –, dass sie die LGBTQI-Community, die sie in ihren Ausstellungen zeigte, irgendwie auch ausnutzte. Gleichzeitig finde ich es extrem wirksam, wenn eine schwarze Südafrikanerin, die noch während der Apartheid geboren wurde, jetzt im Kunstbetrieb so angesehen ist, dass sie in das Land des «oppressors», «des Unterdrückers», gehen kann und dort mit ihren Fotografien eines der wichtigsten Museen – das Stedelijk Museum in Amsterdam – besetzen kann. Auf diese Weise kann man auch ein Zeichen setzen, dass sich die Welt verändert, sich verändern wird, zugunsten des Südens.

Du hast vorhin auf Fragen hingewiesen, die dir wichtig sind: Migration, das Verhältnis von Westen und Süden, der Rassismus. Kommst du mit diesen Themen in Berührung, weil sie die Leute umtreiben, die du fotografierst?

Ich verlasse mich sehr auf meine eigene Intuition und meinen Geschmack, aber ich verfolge das Geschehen tatsächlich vor allem anhand der Musik. Die Musikszenen, die mich interessieren – die Clubmusik und der Pop, wo im Moment interessante Entwicklungen stattfinden und nicht nur nostalgische Reproduktion betrieben wird –, werden zurzeit besetzt oder gerade neu definiert von Leuten mit Migrationshintergrund, von People of Colour, von Schwarzen, von nicht-heteronormativen Leuten, von Frauen. Ausserdem bin ich selbst Teil der Migration – mein Vater kam während der griechischen Diktatur als Flüchtling in die Schweiz. Ich sehe meine Arbeiten aber nicht selbstreferentiell.

Die Art und Weise, wie die Leute in deinen Fotografien vorkommen, hat etwas Serielles. Die Anordnung der Porträtierten im Bild lässt ihre ganz unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Hintergründe, ihre unterschiedlichen Erfahrungen in den Hintergrund treten.

Das stimmt. Ich möchte einen gewissen Exotismus verhindern, in dem Sinne, dass man aufgrund der Bilder sagen könnte: «Ah, das ist Südafrika», «Das ist die Schweiz», «Das ist in London». Anspielungen finde ich in Ordnung, aber offensichtliche Merkmale versuche ich im Bild bewusst zu verhindern. Ausserdem sind wir ja alle ständig in Bewegung, die Kontexte verschieben sich.

Das könnte man auch kritisieren: Die Lebensbedingungen einer schwarzen Tänzerin in Johannesburg, einer geflüchteten Person in Griechenland und eines Londoner DJs sind unterschiedliche. Deine Bilder zeigen das nicht unbedingt.

Das stimmt. Ich frage aber die Leute, die ich fotografiere, danach, wie sie sich selbst gern sehen wollen. Und die Leute in Südafrika wollen sich nicht sehen, wie sie es von Hilfswerks-Werbungen kennen: Kinder mit aufgeblähtem Bauch, von Fliegen umschwirrt. Sie haben eine ganz andere Vision ihrer selbst.

Ist das für dich denn eine Art Utopie – Menschen, die zwar nicht unterschiedslos, aber, in der Art und Weise, wie sie auf deinen Bildern gesehen werden, gleich sind, verbunden durch Freundschaften, Arbeitszusammenhänge? Eine Art globaler Gemeinschaft...

Die «global community» ist mittlerweile ja fast zu einem Klischeebegriff geworden.

Aber ist das etwas, das dir gefällt?

Ja, doch. Ich habe zum Beispiel Teile des «NON WORLDWIDE»-Kollektivs fotografiert, das im Netz entstanden ist. Die Leute haben festgestellt, dass sie die gleichen Interessen teilen und haben angefangen, gemeinsam Platten zu veröffentlichen. Erst dann kam es auch zu physischen Treffen an den Auftrittsorten. Die Begründer des Kollektivs leben in London, Cape Town und den USA.

Die Frage, die sich mir im Zusammenhang mit dieser «global community», die in deinen Bildern aufscheint, stellt, ist die, wer da dazu gehören kann. Muss man jung und cool sein, um Teil davon zu sein?

Das ist eine Frage, die sich mir hin und wieder stellt: Die Community wird dann doch immer wieder extrem klein, obwohl sie ja angeblich global ist. Vielleicht muss man das anders angehen, nochmal anders überlegen, nochmals drehen.

Aber wenn du eine Theoretikerin bist und die Musik aus der Ferne verfolgst und dich mit ihr beschäftigst, bist du plötzlich wieder dabei. Der Autor Adam Harper zum Beispiel taucht nie an irgendwelchen Orten auf, er verfolgt alles nur übers Netz, aber man schätzt ihn sehr.

Du selbst scheinst die Fähigkeit zu haben, in alle möglichen Szenen und Kreise mit relativer Leichtigkeit vorzustossen. Bist du vor allem ein guter Netzwerker?

Vielleicht. Wenn ich an einer Sache interessiert bin, verfolge ich sie sehr intensiv. Und dann passieren Dinge – solange man dafür offen ist. Vieles geschieht scheinbar von allein: Es

gibt anfänglich eine bestimmte Vorstellung, die immer bald zusammenbricht, und dafür baut sich etwas anderes stetig auf. Das geht oft extrem schnell. Und vielleicht bin ich auch ein Geschichtenerzähler.

Ein Geschichtenerzähler?

Einer, der diese Welten auch kreiert. Für meine Londoner Serie habe ich zum Beispiel ziemlich viele Produzenten, DJs und Radioleute fotografiert. Viele von ihnen sind gemeinsam aufgetreten, haben gemeinsam publiziert, an denselben Orten aufgelegt. Gleichzeitig kennen sich manche dieser Protagonisten überhaupt nicht. Mein Buch, das über eine längere Zeitspanne hinweg entstanden ist, von 2008 bis 2017, stellt in gewisser Weise auch ein Zeitdokument dar: Mala, den ich 2008 fotografiert habe, hat nicht viel zu tun mit Sky H1, die ich 2016 fotografiert habe – trotzdem ist sie Teil dieser Reihe von Leuten, die zu einem gewissen Zeitpunkt aufgetreten sind. Indem ich das so langfristig verfolge, schaffe ich in gewissem Sinne eine eigene Welt.

Und diese Welt beginnt dann auch für die Protagonistinnen und Protagonisten selbst zu existieren?

Es ist schon passiert, dass Leute, die ich unabhängig voneinander kannte und porträtierte, zusammengefunden haben, privat oder in der Arbeit.

Heimlich lenkst und waltest du die Welt.
(lacht) Ich glaube nicht.

Trotzdem: Wer bist *du* als Fotograf – wie tauchst du in deinen Bildern auf?

Als ich durch meine Archive gegangen bin und über die aktuelle Ausstellung nachdachte, habe ich schon sehr viel von mir darin gefunden: Meine ersten Fotografien waren sehr klaustrophobisch und kaputt, und so habe ich mich zu jener Zeit auch gefühlt. Damals habe ich in New York gelebt, die Bush-Regierung hat begonnen, andere Länder zu bombardieren, und gleichzeitig habe ich bei den Leuten, die ich fotografierte, eine Form von Eskapismus gefunden: Meist waren sie nachts unterwegs, sie arbeiteten nachts. Ich habe mir das alles reingezogen, mich auch davon beeinflussen lassen. Meine aktuellen Bilder sind sehr viel positiver: Es gibt viel Tageslicht darin.

Obwohl die Weltlage nicht sehr viel besser ist als damals.
Nein.

Du hast eine prononcierte Meinung zum Kunstbetrieb. Deine eigenen Bilder erscheinen in kommerziellen Kontexten, sie hängen aber auch in Museen und Galerien. Wie würdest du dein Verhältnis zur Kunstwelt beschreiben?

(überlegt) Was möchtest du genau wissen?

Du könntest dich ja auch dafür entscheiden, ausschliesslich für verschiedene Medien zu arbeiten und zu sagen: Ich habe keine Lust in dieser Kunstwelt überhaupt aufzutauchen und mich selbst als Künstler zu verstehen. Das machst du nicht.

Wenn es die Möglichkeit gibt, Arbeiten in Institutionen der Kunstwelt zu zeigen, mache ich das. Natürlich gibt es dabei auch immer wieder Dinge auszufechten, aber das ist o.k.

Das Rap-Duo Shabazz Palaces sagte in einem Interview – und das finde ich sehr bemerkenswert –, dass Gelegenheiten am Schopf gepackt werden sollen, dass man sich nicht verweigern sollte. In meinem Fall also die Gelegenheit, etwas zu zeigen, zu ergreifen. Vielleicht passiert etwas damit oder auch nicht – aber zumindest hat man es versucht.

Für mich sind Ausstellungen auch eine Gelegenheit, meine eigenen Bilder einmal gross reproduziert zu sehen – ich sehe sie dann meist selbst zum ersten Mal in dieser Grösse. Ich lerne bei jeder Ausstellung etwas, so absurd die Arbeitsprozesse und Geldflüsse im Kunstbetrieb auch sein mögen.

Georg Gatsas: Are You... Can You... Were You?: 4. November bis 11. Februar, Kunstmuseum St.Gallen.

Vernissage und Buchvernissage *Signal The Future*: 3. November, 18.30 Uhr

Kunstmuseum St.Gallen: 1. und 2. Dezember, Kunstmuseum St.Gallen.

Künstlergespräch mit Kijan Malte Espahangizi, Florian Sievers, Nadia Veronese und Georg Gatsas: 6. Dezember, 18.30 Uhr

Screening Lecture mit dem südafrikanischen Künstlerkollektiv CUSS Group: 8. Februar 18.30 Uhr, Kunstmuseum St.Gallen.

kunstmuseumsg.ch



Georg Gatsas, 1978, ist in Grabs geboren und lebt als Künstler in der Ostschweiz und im Rest der Welt. Sein Schaffen ist vielfach im In- und Ausland gezeigt worden; die Präsentation zum Manor-Kunstpreis St.Gallen ist seine erste Einzelausstellung in einem Schweizer Museum.



Dorothee Elmiger, 1985, stammt aus Appenzell und lebt in Zürich. Sie ist Autorin der Romane *Einladung an die Waghalsigen* und *Schlafgänger* und schrieb für Saiten die Kolumne «Bureau Elmiger».

● **spielboden**

tanzist
surprises
1. bis 4. November



**Spielboden Kinoprogramm und weitere
Veranstaltungen auf www.spielboden.at**

Spielboden Dornbirn Färbergasse 15, A 6850 Dornbirn
Tel. +43 5572 21933, spielboden@spielboden.at, www.spielboden.at
Foto: Cat Jimenez © Rudolf Sagmeister

EINFÜHRUNGSANGEBOTE

- | | |
|-----------------------|---|
| 06.11.2017, 18–19 Uhr | E-Book-Sprechstunde – mit Rezept zur Onleihe
<i>Treffpunkt: Gruppenraum 2, 1. Stock</i> |
| 08.11.2017, 17–18 Uhr | Wie suche ich im Katalog?
<i>Treffpunkt: Leserad, 1. Stock</i> |
| 20.11.2017, 17–18 Uhr | Wie suche ich in der Bibliothek Hauptpost
<i>Treffpunkt: Leserad, 1. Stock</i> |
| 21.11.2017, 12–13 Uhr | Digitale Angebote – Rund um die Uhr
<i>Treffpunkt: Leserad, 1. Stock</i> |
| 21.11.2017, 13–14 Uhr | E-Book-Sprechstunde – mit Rezept zur Onleihe
<i>Treffpunkt: Gruppenraum 2, 1. Stock</i> |

VERANSTALTUNGEN

- | | |
|---|--|
| Krimitage St.Gallen
03.11.–05.11.2017 | mit Lesungen, einem Tatortdinner,
Improvisationstheater und einem Talk
mit Valentin Landmann
<i>Treffpunkt: Café St Gall</i> |
| Montagslesen
06.11.2017, 18.30 Uhr | mit Sandra Meiner , Leiterin KinoK
Mit Geschichten in den Feierabend
<i>Treffpunkt: Café St Gall</i> |
| Herbstlied
07.11.2017, 19 Uhr | Einsamkeit und Isolation im Alter ,
Vortrag von Prof. Dr. André Fringer
<i>Raum für Literatur</i> |
| Bücherherbst 2017
08.11.2017, 19 Uhr | Präsentation belletristischer Neuerscheinungen
von Daniela Binder und Sibylle Engi
<i>Raum für Literatur</i> |
| Matinée
13.11.2017, 10 Uhr | So bist du gegangen Väterchen mit
Bernhard Brack
<i>Raum für Literatur</i> |
| jeden Di, 18–19.30 Uhr | Eine Runde Deutsch –
moderierte Gespräche auf Deutsch
Ab Niveau A2
<i>Treffpunkt: Café St Gall</i> |

Bibliothek Hauptpost, Gutenbergstrasse 2, 9000 St.Gallen

WWW.BIBLIOSG.CH

Zeughaus Teufen

12.11.17–26.11.17 ZWISCHENSTELLUNG	Formen und Strukturen, Druckgrafiken von Bruno Hufenus (1938–2013) Eine selektive Verkaufsaus- stellung des grafischen Werkes.	Sonntag, 12.11.17, 14 Uhr Vernissage mit Ansprache von Werner Meier
---------------------------------------	---	---

Sonntag, 19.11.17, 14 Uhr
**Aufführung von Kompositio-
nen von Alfons Karl Zwicker**

«Empathie» Hommage an
Else Lasker Schöler (2002)
R. Weber Hartmann; Sopran,
C. Suter; Sprecherin,
M. Brodbeck; Violoncello

«Druck-Klang» (2017)
Uraufführung. Musikalische
Aspekte zu den Druck-
graphiken von Bruno Hufenus
D. Jäger; Englischhorn,
I. Galluzzi; Klarinetten,
M. Flüge; Schlagzeug,
E. Zhunke; Violine,
L. Dorizzi; Violoncello

I Formen
II Tänze
III Kontraste

10.12.17–07.01.18 ZWISCHENSTELLUNG	Brücken, Wunder der Technik aus vier Perspektiven. Eine Briefmarkensammlung von Dipl. Bau-Ing. ETH/SIA, Dr. h.c. Marcel Tschumi.	Sonntag, 07.01.18, 14 Uhr Vortrag von Marcel Tschumi
---------------------------------------	---	---

Rahmenprogramm siehe
www.zeughauseuteufen.ch
Dauerausstellungen
GRUBENMANN-MUSEUM
HANS ZELLER-BILDER

Öffnungszeiten:
Mittwoch, Freitag, Samstag 14–17 Uhr
Donnerstag 14–19 Uhr
Sonntag 12–17 Uhr oder nach Vereinbarung
Führung nach Vereinbarung
Zeughaus Teufen, Zeughausplatz 1,
9053 Teufen, zeughauseuteufen.ch,
facebook.com/zeughauseuteufen



Alfred Sturzenegger
17. November – 10. Dezember 2017

Städtische Ausstellung im Lagerhaus
Architektur Forum Ostschweiz
Davidstrasse 40, 9000 St.Gallen
Dienstag bis Sonntag 14 – 17 Uhr

Sonntags ist Alfred Sturzenegger
in der Ausstellung anwesend.

Patronat: Stadt St.Gallen und
Kunstverein St.Gallen

// **st.gallen**

Südafrikas Anti-Virus-Programm

«Ich folge gewissen Spuren, immer in Verbindung mit der Musik», sagt Georg Gatsas. In St.Gallen zeigt er unter anderem Bilder von Musikerinnen aus Südafrika. Drei stellen wir vor.

Text: Claudio Bucher

Manthe Ribane

«Du kannst alles werden, was du zu sein verdienst», sagt Manthe Ribane im TV-Interview zu «Arte». Sie trägt blau-glänzenden Lippenstift, eine übergrosse Sonnenbrille, einen grellen neon-gelben Kragen. Die 28-jährige Künstlerin ist ein Kulturexport des neuen Südafrikas. Global wird sie wahrgenommen als Teil der afro-futuristischen Bewegung, die spätestens seit Beyonces Auftritt als galaktische Sonnengöttin an den MTV Music Awards 2016 im Mainstream angekommen ist. Als Teil einer Erzählung ausserhalb der dominant-hegemonialen Position, soll heissen: Im Afrofuturismus ist Rasse Fiktion, sind Grenzen überwunden.

Ribane bewegt sich geschickt zwischen Kunst und Werbung: Für das britische Südafrika-Tourismus-Board zeigte die Tänzerin und Sängerin das junge, individualistische Johannesburg – geboren nach dem Ende der Apartheid, born free. Für Chanel sprach sie über ihre Kindheit und ihre Passion, für Nike über das Potenzial künstlerischer Kollaborationen. Würde man sie auf ihr gesprochenes Wort reduzieren, wäre sie der personalisierte Appel an die Selbstermächtigung: «Wann immer es zuviel negative Energie gibt, solltest du selbst der Anti-Virus sein.»

Virenkörper wurden im Land, in das Ribane geboren wurde, mit dem Ende der Apartheid viele ausgemerzt. 23 Jahre später ist das meistentwickelte Land Afrikas krisengeplagt: Der seit damals regierende ANC hat durch Korruptionsskandale an Glaubwürdigkeit verloren, die Hälfte der Jugendlichen ohne Hochschulabschluss im Land ist ohne Job. Der Zugang zu Bildung und damit Zukunftsperspektiven in den urbanen Zentren wie Johannesburg ist nach wie vor erschwert. Ansätze, die schwarze Bevölkerung Post-Apartheid zu ermächtigen, scheiterten: Obwohl sie 78 Prozent der ökonomisch aktiven Bevölkerung ausmacht, werden gerade mal 14.3 Prozent der Topmanagement-Positionen von Schwarzen besetzt. Struktureller Rassismus ist kein Mythos. Vor diesem Hintergrund scheint Manthe Ribanes Appell an die eigenen Kräfte nicht blosser Motivationstrainer-Talk, sondern Tugend aus der Not. Du musst selbst aktiv werden, denn auf das System ist kein Verlass. Move forward.

Würde man die Künstlerin nur auf ihr Wort reduzieren, würde man ihrem Schaffen nicht gerecht werden. Man muss Ribane tanzen sehen. Das sah auch Die Antwoord so, die erfolgreichste Band Südafrikas der 2010er-Jahre, als sie sie für ihre Welt-Tour engagierte. Ribane kennt grosse Bühnen: Mit acht Jahren tanzte sie vor 80'000 Menschen an Nelson Mandelas Geburtstag. Aufgewachsen ist sie in Soweto, mit Pantsula, einer Tanzform, die in den Townships als sozialer Kommentar auf die Apartheid entstand, sich beim 30er-Jahre-Jazz bediente, aber auch bei lokaler pre-kolonialer Tradition und globaler Jugendkultur, Hip-hop, Breakdance. Ribanes Experimentierfreude, Polymath-Spirit und ihre Dichte an Output erinnert an FKA Twigs. Man wird noch viel von ihr hören.

Anspieltipp: Okzharp & Manthe Ribane – Dear Ribane

DJ Lag

«Gqom ist in erster Linie Flucht. Wenn er dich nicht tanzen lässt oder er es nicht schafft, dass du deine Probleme vergisst, dann ist es nicht Gqom und der Song hat versagt», hat DJ Lag einmal gesagt. Der 21-Jährige prägt von den Townships in Durban aus das Mikro-Tanz-Genre Gqom. In Durban Zeitgeist – grimmig, roh, minimalistisch, nach vorn – scheint sich auch das hiesige Publikum

finden – oder verlieren – zu können: DJ Lag legt mittlerweile in Dänemark, Berlin oder an der Langstrasse auf.

Wie viele seiner Kollegen beherrscht er kein Instrument, oder eben das einzig Wichtige: seinen Laptop. Lags Songs bestehen aus praktisch keinen menschlichen Sounds, die Polyrhythmen werden auf Laptops in Schlafzimmern mit der Maus gezeichnet, die Bässe sind Linien auf dem Bildschirm. Seine Instrumental-Tracks wandern über USB-Sticks in Taxis und Minibusse, laute Mini-Discos, die mit den neuesten Gqom-Sounds ihre Kunden gewinnen. Die Taxis fahren in die Clubs, wo bis zum Frustveressen getanzt wird.

Dass Gqom-DJs bei uns gebucht werden, ist auch Pionieren der digitalen Global Dance Culture wie Diplo zu verdanken, der sich schon früh die neue Produktions-, Distributions- und Kollaborationsmöglichkeiten der elektronischen Weltvernetzung zunutze machte. Elektronische Musik hat den Grossteil ihrer geografischen Wurzeln verloren, dennoch klingt Lags Gqom nicht nach den geläufigen Variationen elektronischer Tanzmusik, wie sie in unseren Clubs gespielt wird.

Gqom ist die Flucht nach vorne einer südafrikanischen Generation, die in die neue Freiheit der Post-Apartheid geboren wurde und heute meist ohne Job und Perspektive dasteht. Dass sich diese Energie als Bassenergie in nördliche Clubs transferieren kann, scheint offensichtlich. DJ Lag ist einer der experimentierfreudigsten der Gqom-Bewegung. Eine Empfehlung für Nachtschwärmer, deren emotionales Innenleben (Frust! Probleme! Wut!) nach mehr Bewegung verlangt, um eine kathartische Wirkung zu entfalten, als versöhnlicher Deep House.

Anspieltipp: DJ Lag – Trip to New York

A conversation mit DJ Lag: 10. November, 18 Uhr, Lecture Room Schöneckstrasse 5 Zürich

Norient Presents Gqom oh! Special with DJ Lag, Nan Kolé, El Murki: 10. November, 22 Uhr, Moods Zürich

FAKA

Fela Gucci und Desire Marea bezeichnen ihr Kollektiv FAKA als kulturelle Bewegung. Ihre radikale Haltung hinsichtlich fluiden Identitäten manifestiert sich in ihren Auftritten, Videoclips oder Bildstreifen: Mal widerspiegelt das Duo aus Johannesburg soziale Vorstellungen von Weiblichkeit, mal Männlichkeit, mal legen sie Verletzlichkeit offen, zeigen sich als Krieger oder mit kupferfarbenen Afros. Langfristig wollen sie jungen schwarzen Queers ein Netz der Unterstützung bieten. Auch bei FAKA ist Empowerment, die Selbstermächtigung ein Kernthema – nicht ohne Grund: Nach der Apartheid wurden Gesetzgebungen ausgerichtet auf eine radikale Gleichheit, so ist beispielsweise gleichgeschlechtliche Ehe möglich in Südafrika. Die Gesellschaft wird jedoch immer noch durchdrungen von strukturellem Rassismus und Diskriminierung.

FAKA scheuen nicht davor zurück, mit grossen Brands wie Adidas zusammenzuarbeiten, um ihre Message zu verbreiten: den queer-black Stimmen Südafrikas Gehör zu verschaffen. Ihre Musik beschrieben sie mal als «Post Gospel Pain», die neuen Songs klingen am besten in Taxis mit Subwoofers: Gqom mit Drone-Sounds und einer Form von melodiosen Rapgesang, wie er an Durban House-Parties zu hören ist.

Anspieltipp: FAKA – Uyang'khumbula

«Mit chli Hilf vo dine Fründ»

Roman Riklin hat *Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band* der Beatles in eine schweizerdeutsche Version verwandelt.

Text: Tobias Gerosa



Das Secondhand Orchestra mit Roman Riklin am Schlagzeug.
(Bild: pd)

Aus 40 Minuten am Lautsprecher werden zwei Stunden auf der Bühne: Angereichert durch locker assoziierte neue Songs, kommt *Sgt. Pepper* mit dem Secondhand Orchestra jetzt nach St.Gallen. Roman Riklin und Daniel Schaub von Heinz de Specht, Adrian Stern und Frölein Da Capo sind von einer langen Vorstellungsserie im Zürcher Theater am Hechtplatz und im Kleintheater Luzern gut eingespült für die vier Aufführungen (oder muss man sagen: Konzerte?) auf der Kellerbühne.

Eingehaltene und aufgebrochene Tracklist

Das Wimmelbild des Covers ist längst ikonisch, die Songs (fast) alle berühmt. Das Beatles-Album *Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band* ist ein Meilenstein der Rock-/Pop-Geschichte und laut dem Rolling Stone Magazine das beste Album überhaupt. Oder wie es der charmante «Mundart-Abend auf den Spuren des besten Albums aller Zeiten» in seinem Geschichts-Schnellkurs am Anfang postuliert: Die bleierne Schwarzweisswelt wurde farbig, die Musikwelt für immer auf den Kopf gestellt. Das ist 2017 genau 50 Jahre her.

Auf der Bühne stehen bei diesem Gang in die Pop-Geschichte Roman Riklin und Daniel Schaub, deren Stimmen und Stil man von Heinz de Specht kennt; von ihnen kommen die Idee und die Übersetzungen. Dazu holten sie sich Adrian Stern und das Frölein Da Capo, die sicher auch etwas Fernsehprominenz einbringen, aber als Multiinstrumentalisten sehr gut passen. Und offensichtlich auch im Geist, wie sie sich den Beatles nähern wollen.

Zusammen haben die vier alle 13 Nummern neu arrangiert. Gitarren sind immer dabei, oft auch Ukulelen. Frölein Da Capo, deren Entstehung auch mit den Beatles zusammenhängt, bringt Blechfarben ein. Und statt einem grossen Schlagzeug wechseln sich die vier an verschiedenen Trommeln und auch am Klavier ab, durchaus auch während eines Songs. Nur die Blockflöten ... doch lassen wir das. Die Instrumentation inklusive ein paar Überraschungen überzeugt gerade durch die vielen Varianten.

Radiolegende ordnet ein

Zur Musik sorgt Radiolegende François Münner, FM, für distanzierende Einordnung. Den Sound erkennt sofort wieder, wer in

den 80ern und 90ern das sich damals noch als subversiv verstehende DRS3 hörte. Er kommt als Beatles-Zeitzeuge und Pop-Historiker zu Wort und Bild: Aus dem Off kommentiert er meist ironisch, erklärt und setzt den Kontext. Er nimmt die Gerüchte über John Lennons Tod auf, weiss sogar, wer der sagenumwobene *Sgt. Pepper* war (Stichwort: Skilehrer!) und mischt sich «ab Konserve» in den Live-Abend ein. Ähnlich hybrid sind auch seine halb gezeichneten, halb gefilmten Hintergrundvideos – die kaum notwendig wären.

Die Songreihenfolge bleibt unangetastet, schliesslich ist *Sgt. Pepper* ein Konzeptalbum, auch wenn sich das Konzept nicht so ganz fassen lässt und darum hier auch gut Einschübe neuer Lieder erträgt. Aus den knapp 40 Minuten der Original-Platte werden so lockere zwei Stunden, wenn Erfahrungen rund um die Beatles zum Zug kommen: Die Freundin, die zwar bei Fragen wie «Rotwii oder Ingwertee / Auto oder Velo / zu mir oder zu dir?» immer die richtige Antwort gibt, aber ausgerechnet beim entscheidenden «Beatles oder Stones» das Falsche sagt. Oder wenn das Fade-out eines Songs gleich in einem neuen Song auf die Schippe genommen wird. Da werden die Handschriften der vier Musiker hörbar, bei den Beatles stellen sie sich wieder mehr zurück. Und hier sind auch die wirklichen Ohrwürmer wiederzufinden, auch wenn die eigenen Texte insgesamt treffender daherkommen als die Beatles-Übersetzungen – Franz Hohlers *Wen i mol alt bi* von anno dazumal prägt sich mehr ein als die jetzt von Adrian Stern gesungene anzüglichere Version.

Die Beatles haben 1967 eine starke Marke gesetzt. Die neue Version nimmt diese Bedeutung charmant auf, erweist dem Original nicht zu viel und nicht zu wenig Ehre. Sie stellt die Musikwelt nicht auf den Kopf – das ist auch nicht ihr Anspruch. Aber sie macht unbeschweren Spass.

Secondhand Orchestra – *Sgt. Pepper*: 1., 2., 3. und 4. November, 20 Uhr, Kellerbühne St.Gallen

kellerbuehne.ch

Schuhe für die Seele

Der albanisch-schweizerische Autor Isuf Sherifi und sein neuer Gedichtband *Die weisse Filzkappe*

Text: Fred Kurer

Nein, lyrisches Gesäusel sind sie nicht, die Gedichte von Isuf Sherifi, die neu jetzt herauskommen im Waldgut Verlag. Sie sind Mark und Kern.

Sind sie das? Oder doch eher Botschaften, simpel bittere Tatsachen, knapp, verkürzt, schmerzhaft auf den Punkt gebracht? Auf den ersten Blick: ja. Hier meldet sich ein Autor, der, wie sein Maler-Bruder Zenun, wie so viele seiner Generation, im Gefängnis geschnitten hat im Kosovo, dem Serbien mit Albanisch sprechender Minderheit. Isuf Sherifi ist 1967 in Tetovo (Mazedonien) geboren.

«Bitter» aber ist doch ein falsches Wort. Natürlich ist Sherifis Schreiben unlösbar verknüpft mit seiner politischen Vergangenheit. *Kosovos Erde* lautete der Titel eines frühen Gedichts von ihm – und rührte an die «Heiligkeit» der Heimat. Im neuen Sherifi, dem der *Weissen Filzkappe*, schwingt noch immer die Trauer um den Verlust jener Heimat mit, aber seltsam abgeklärt: Die Vergangenheit war schrecklich, die Gegenwart ist vermurkst. Damit aber hat sich's, lässt sich's leben.

*Die müde Sonne
Der abwesenden
Freiheit
Ruht sich
In den himmlischen Augen
Unserer Hoffnung
Aus*

Die ursprüngliche Wut des Dichters hat sich gelegt. Geblieben ist die Enttäuschung, und hörbar bleibt Melancholie. Die Skepsis.

Was Isuf Sherifis Lyrik kennzeichnet: Präzision. Alles ist Aussage, alles ist Inhalt. Es gibt kaum physisch sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit. Sherifis Dichtung ist Kondensat. Sie verzichtet weitgehend auf Rhythmik, auf Musikalität, sie verzichtet auf jedes Sprachgeplänkel. Sie ist.

*Wenn der Unverstand
Zum Sinn des Wortes wird
Bleibt die Tat
Weiterhin widersinnig.*

Sherifis Gedichte erheben einigen Anspruch an die Leserin, den Leser. Und werden so, mit Eigenleistung an Traum, Erinnerung, an konkreter Sehnsucht, zu kleinen Wundern:

*Damit die Sterne ihre
Kopfhare nicht ausreissen
Brauchen sie ein bisschen
Liebe von uns allen.*

Isuf Sherifis Texte geben einem das Gefühl, selbst Teilnehmer zu sein einer seinerzeit erdrosselten, halb erstickten Gesellschaft, von durchstandenen Terror, jetzt aber Überlebender zu sein, durchdrungen vom Willen, trotz oder gerade wegen allem Zukunft zu gestalten, da Hoffnung mehr sein könnte als ein leeres Wort.

«Hoffnung», «Sonne», «Freiheit» sind denn auch oft wiederkehrende Worte in seinen Gedichten. Und «Heimat».

Befragt, wo er sich denn heute zuhause fühle, antwortet Isuf Sherifi – seit 1992 in der Schweiz, in Wittenbach wohnend, längst Schweizer Bürger geworden – nach langem Überlegen: «Heimat ist dort, wo meine Familie ist. Unabhängig von Staaten, unabhängig von Grenzen.» In einem Gedicht, dem ersten in *Die weisse Filzkappe*, lässt er sich in «10 Variationen über Heimat» darüber aus. Und kommt zum Schluss:

*Heimat ist eine Obsession,
die niemals vollkommen zum
Tragen kommt.*

Sherifis Muttersprache ist Albanisch, eine Sprache, die weder mit germanischen, slawischen noch romanischen Sprachen verwandt ist. Wie schreibt, das heisst: wie denkt der Dichter? «Immer wieder anders», meint er. «Manche Sachen kommen wie von selbst auf Deutsch; die tippe ich direkt in mein Handy. Andere schreibe ich auf Albanisch.» Diese bringe er, zusammen mit Hans Joachim Lanksch und Ferdinand Laholli, anschliessend in «gutes Deutsch».

Ferdinand Laholli, der feinfühligste Übersetzer, ist ein alter Freund von Sherifi, mindestens seit der Gründung des «Schweizerisch-albanischen Buchprojekts».

Intensiv nämlich setzt sich Isuf Sherifi seit Jahren ein für einen Dichter-Dialog zwischen den beiden Kulturen. «Ich möchte ein Fenster öffnen für den Austausch», meinte er seinerzeit, und ermöglichte damit in bewundernswert selbstloser Weise viele Publikationen von schweizerdeutschen Autoren im Pristiner Verlag Pro Kultura.

Jahrelang kämpfte Isuf Sherifi, längst weg von Mazedonien, für eine sinnwürdige kosovarische Politik, rief auf gegen die Kleptopathie (achtzehn Jahre noch nach dem Krieg!), intervenierte aus der Ferne, schrieb Briefe, Beiträge und Kolumnen; jahrelang setzte er sich beruflich ein als Betreuer für schwierige Jugendliche. Das, alles zusammen, wurde nun zu viel auch für ihn.

Ein Burnout und Angst-Attacken (offensichtlich eine Spätfolge seiner Erlebnisse im Kosovo) setzten ihn vor zwei Monaten ausser Gefecht.

Ertragen, erdulden, sich wehren, ja. Aber dann: sich besinnen, sich sammeln. Mut fassen für einen Neuanfang. Das gab er zu verstehen bei meinem Besuch bei ihm in Wil.

*Die gestohlenen Schuhe
meiner Seele
Gib sie mir zurück.*

Die Seele allein sei nackt; sie brauche Schuhe, damit sie laufen könne. Ruhige Zeiten, nein, die gebe es nie. Aber es gebe die Familie. Und es gebe das Schreiben. Vielleicht setze er sich von politischen Themen in Zukunft aber eher ab.

Mit dem Rückzug ins Private, fand ich, eröffne sich vielleicht auch eine Öffnung, eine Befreiung – und zitierte ihm mein Lieblingsgedicht aus seinem Filzkappen-Buch. Es ist ein Liebesgedicht für seine Frau Azize.

*Brüchig
Dieser Tag*

*Brüchig
Diese Nacht*

*Brüchig sind alle
Diese Tage und Nächte*

*Ohne ihr Wunder:
Dich*

Isuf Sherifi: *Die weisse Filzkappe*, Waldgut Verlag Frauenfeld 2017, Fr. 24.–

Buchvernissage: 21. November, 19.30 Uhr, Buchhandlung Comedia St.Gallen



Isuf Sherifi. (Bild: albinfo.ch)

150 Tweets pro Minute



Filmstill aus *RISK* von Laura Poitras.

In *RISK* zeichnet die preisgekrönte Dokumentarfilmerin Laura Poitras ein komplexes Porträt des WikiLeaks-Gründers Julian Assange – und lässt auch sich selber nicht ganz aussen vor.

Text: Corinne Riedener

2006 wurde mit WikiLeaks eine Online-Plattform geschaffen, um anonyme Dokumente zu publizieren. Vier Jahre später erhielt WikiLeaks über 700'000 Dokumente des US-Militärs und des US-Aussenministeriums. Laura Poitras hat die Ereignisse sechs Jahre lang aus nächster Nähe gefilmt, vor allem aber den WikiLeaks-Gründer Julian Assange, dessen Persönlichkeit mit jeder der rund 90 Minuten ambivalenter wirkt.

Poitras' Arbeiten kennt man spätestens seit ihrem Oscar-prämierten Film über und mit Edward Snowden, *Citizenfour*, dem letzten Teil ihrer Film-Trilogie über Amerika und seinen «Krieg gegen den Terror». Sie hat nicht nur den Dokfilm zur NSA-Affäre geliefert, sondern half auch, zusammen mit dem Journalisten Glenn Greenwald, die Affäre aufzudecken. «Da sie grossen Wert auf Privatsphäre legt und nicht gerne im Rampenlicht steht, ist es manchmal etwas in den Hintergrund geraten, wie unverzichtbar ihr Beitrag für unsere Berichterstattung war», schreibt Greenwald über Poitras in seinem 2014 erschienenen Buch *Die globale Überwachung*.

In *RISK* liegen die Dinge anders, Poitras wird durchaus persönlich. Bereits am Anfang hört man ihre Stimme aus dem Off. «Production Journal: Mit diesem Film werden die Grenzen sehr verschwommen (lines will be very blurred). Manchmal glaube ich nicht, was Julian mich filmen lässt. Es ist mir ein Rätsel, wieso er mir vertraut, denn ich glaube nicht, dass er mich mag.» Das sagt sie kurz nach der Anfangsszene, in der Assange in aller Selbstverständlichkeit Hillary Clinton ans Telefon zitieren lassen will. Um ihr zu sagen, dass gleich eine Menge ungesichtete

Depeschen ihres Aussenministeriums publiziert werden. «Um das klarzustellen: Wir haben kein Problem, sie haben eins», lässt er Clinton ausrichten.

Ein Aktivist mit vielen Gesichtern

Diese Unverfrorenheit ist nur einer von Assanges Charakterzügen, die Poitras in ihrem Film herausschält. Es gibt auch den verbissenen Assange. «Lass uns aufhören, so zu tun, als sei ich eine normale Person», mault er, als ihn Lady Gaga in der ecuadorianischen Botschaft in London PR-besucht. «Ich bin besessen von unserem politischen Kampf. Wen kümmert es, was ich fühle?» Und es gibt einen abgebrühten, egozentrischen Assange, der immer wieder mal aufblitzt, etwa wenn er kurz nach dem Release der Syrien-Files leuchtenden Auges verkündet: «Wir sind schon bei 150 Tweets pro Minute!» Das zeigt auch die abgründigeren Seiten dieses Menschen, der von manchen zum «digitalen Luther» verklärt wird. Er tut fast alles, um im Gespräch zu bleiben, sogar einen «Sex-Skandal alle sechs Monate» würde er in Kauf nehmen, wie er im Witz selber sagt.

Wirklich witzig ist der Spruch allerdings nicht, denn der Hintergrund ist ernst: Als Assange das sagt, laufen in Schweden zwei Verfahren gegen ihn wegen sexueller Nötigung und Vergewaltigung – der Grund, wieso er im Sommer 2012 nach London flieht. Er selber sieht in den Vorwürfen eine «radikal-feministische Verschwörung», und nicht zuletzt habe eine der Klägerinnen einen lesbischen Nachtclub in Stockholm eröffnet. Geklärt

wurden die Fälle nie: Der Vorwurf der sexuellen Nötigung ist 2015 verjährt, das Verfahren wegen Vergewaltigung wurde im vergangenen Mai eingestellt.

«Produktionstagebuch: Das ist nicht der Film, den ich machen wollte», erklingt irgendwann wieder Poitras' Stimme aus dem Off. «Ich dachte, ich könne die Widersprüche ignorieren. Ich dachte, sie seien nicht Teil der Geschichte. Ich lag so falsch, sie werden die Geschichte.»

Missbrauchsvorwürfe aus der Netzgemeinde

2016 werden auch Vorwürfe gegen Jacob Appelbaum laut, ehemaliger Entwickler beim Tor-Netzwerk und aktiver Unterstützer von WikiLeaks. Mehrere Frauen werfen ihm Mobbing, Missbrauch und sexuelle Nötigung vor, anfangs anonym, später kommen weitere Frauen mit ihrem echten Namen dazu, manche davon sind frühere Tor-Kolleginnen von Appelbaum.

Poitras nimmt den Faden auf. Sie sagt es nicht selber, sondern lässt zwei Frauen an der Hackerkonferenz HOPE reden: «Es gibt einen gewissen Krankheitsgrad in der Gemeinschaft, der diese Dinge zulässt. Wir decken immer noch auf und versuchen den Sinn von dem zu verstehen, was passiert ist. Wie konnte es fortbestehen? Was waren die Mechanismen, von denen es vertuscht, versteckt und ermöglicht wurde?», fragt eine – und eine andere hält fest: «Ich bin Programmiererin und alles, was ich will, ist, zu radikalen Projekten beizutragen. Aber ich wusste, ich würde nie mit Tor arbeiten. Wegen Jacob Appelbaum. Ich wurde nie direkt von ihm angegriffen, aber ich kenne einfach so viele Geschichten...»

Appelbaum bestreitet alles. Ob an den Vorwürfen ihrer Meinung nach etwas dran ist, beantwortet Poitras nicht, aber sie lässt durchblicken, dass Appelbaum besorgt war, dass er im Film schlecht wegkommen würde. Es ist die wohl persönlichste Szene, denn Poitras «gesteht», dass auch sie kurz mit ihm zusammen war anno 2014. «Nachdem ich Schluss machte, wurde er ausfällig zu jemandem, der mir nahe stand», sagt sie – und dass Appelbaum im Film keine Stellung beziehen wollte, weil er sich wünschte, «dass der Film anders endet». Ihre Antwort: «So do I.»

Wie viel ist man bereit zu riskieren?

RISK zeigt, dass nicht nur Hollywood oder die Musikindustrie ein strukturelles Problem mit Sex und Gewalt haben. Dass Poitras das in dieser persönlichen Weise thematisiert, ist eine der grossen Leistungen ihres Films. Die andere ist die Unmittelbarkeit, das beiläufige Entzaubern. Wo bei *Citizenfour* eher der Plot im Vordergrund stand, ist es in *RISK* nun die Person Assange, die sich Minute für Minute entpuppt. Aus dem besessenen Gerechtigkeitskämpfer wird ein egozentrischer Fuchs, wird jemand, der sich zu asiatischen Aerobic-Videos von Freunden die Haare schneiden lässt und zwei Schnitte später in herrischem Ton seine engste Vertraute Statements vorlesen und wiederholen lässt.

Poitras wäre aber nicht Poitras, wenn sie nicht noch weitere Themen anschneiden würde, darunter die Frage, ob WikiLeaks für den Ausgang der US-Wahlen mitverantwortlich ist, dessen Showdown Assange so trefflich vorhergesagt hat. Oder die Frage, ob Whistleblower-Dokumente nicht doch von einer unabhängigen Instanz geprüft werden sollten, bevor sie veröffentlicht werden – analog zum Fall Snowden, mit dem sie sich parallel zu den *RISK*-Dreharbeiten beschäftigt, dies gegenüber Assange aber verschweigt, was ihm natürlich ganz und gar nicht passt. Nicht zuletzt geht es auch um die namensgebende grosse Frage, wie viel man zu riskieren bereit ist für seine Prinzipien. Dazu könnte sicher auch Laura Poitras vieles sagen, schliesslich steht sie aufgrund ihrer Arbeiten selbst unter permanenten Überwachung.

RISK: ab 2. November im Kinok St.Gallen

kinok.ch

Benefiz

Alles für den guten Zweck

Tanzen, trinken, tratschen und dabei auch noch was Gutes tun? Ja, das geht, denn zum Glück haben irgendwelche lebensfreudigen Genies mal das Format Benefizkonzert erfunden. Bob Geldof und seine Kumpels warens eher nicht, die Idee dürfte um einige Jahrhunderte älter sein als die «Live Aid»-Reihe. Und weniger PR-geleitet. Benefiz ist also das lustigere Crowdfunding, könnte man sagen, zumindest ist man nicht allein beim Akt des Spendens.

Am letzten Novembersamstag kann man sich in der Grabenhalle den ganzen Abend lang der Lust auf Wohltätigkeit und Eskapismus hingeben, dem Schnaps und der Politik frönen, sich vergessen, aber die Welt nicht. Das Abendprogramm trägt den Namen «BRAVE – mutig für die Menschenrechte» und wird von der Amnesty-International-Gruppe St.Gallen organisiert. Die Musik dazu kommt von Eibish, Solche und Wesno.

Eibish kommen aus St.Gallen, zuletzt konnte man Brigitte Knöpfel (Gesang und Gitarre) und Lorena Dorizzi (Cello) am Bandraum-Festival Disorder begegnen. Der akustische Folk-Pop der beiden kommt nur im ersten Moment zahm daher, denn sie können durchaus laut und verspielt, aufgekratzt und emotional spielen, wobei ihre Texte oft um einiges wütender wirken als die Musik dazu – oder mit den Worten der Eibish-Frauen gesagt: «Schwarzweissbunte Leidenschaft.»

Solche reisen aus Chemnitz an. Früher waren sie zu zweit unterwegs, seit 2014 sind Solche zu dritt. Viel wissen wir ehrlich gesagt nicht über die Solchen, abgesehen von dem wenigen, was auf der Webseite ihres Labels steht, zum Beispiel: «Solche verknüpfen intelligentes Songwriting und live-taugliche Rockmusik zu einem Cocktail, der brennt, aber nicht geworfen werden muss.» Ein Blick auf YouTube verrät, dass die drei Herren dringend wen brauchen, der oder die ihnen ein richtiges Musikvideo produziert, samt ordentlicher Tontechnik. Wäre das der Fall, hätten wir an dieser Stelle auch sagen können, ob ihr Lied mit dem Titel *Vor dem Gesetz* einen Bezug hat zu Kafkas gleichnamiger Parabel. Wir werden es noch herausfinden, spätestens am Konzert in St.Gallen, denn Lust auf mehr machen Solche allemal.

Dritter Act im Bunde ist der Rapper Wesno aus Wattwil. Seine EP, die er im Februar in der Tankstell getauft hat, heisst *Gummiboot*, die fantastischen Beats darauf kommen von Till Ostendarp (Pirmin Baumgartner Orchester) und Basil Kehl (Wassily, Dachs) – eine wunderbar zeitgenössische Scheibe, inklusive Leistungs- und Konsumkritik. Und wer Wesno schon live gesehen hat, weiss, dass es schwer wird, stillzustehen. Was gut ist, denn tanzen macht durstig, und schliesslich ists für einen guten Zweck (co).

BRAVE – mutig für die Menschenrechte:
25. November, 20 Uhr, Grabenhalle St.Gallen

grabenhalle.ch, amnesty-st-gallen.blogspot.ch,
eibish.ch, solche.de, wesno.bandcamp.com

Wort für Wort, Schuss für Schuss

«Normalerweise ist eine Bibliothek ja ein friedlicher Ort, die Bücher stehen ordentlich in Reih und Glied. Für einmal aber beginnen sie zu sprechen. Aus dem Hinterhalt knallt ein Schuss, zwischen den Gestellen liegt eine Leiche, aus den Buchseiten rieselt Gift.»

Wem es bei dieser Ankündigung noch nicht eiskalt den Rücken herabläuft, ist am richtigen Ort bei den ersten St.Galler Krimitag. Unter dem Titel «Knaller aus dem Hinterhalt» erwecken Schauspieler am 4. November die Bücher zum Leben: «Heimtücke, Intrigen und Verrat kommen zum Vorschein, es riecht nach Pulverdampf und es fliesst Blut.» Das Publikum wird von den Veranstaltern aber beruhigt: «Sie werden es überleben.»

Die «Knaller» sind nur ein Programmpunkt im dreitägigen Programm von Freitag bis Sonntag, das eine vierköpfige Frauengruppe ausgeheckt hat. Es gibt Lesungen mit den renommierten Krimiautoren Michael Theurillat (*Wetterschmöcker*) und Peter Höner (*Kenia Leak*). Die in Wil lebende Autorin Danielle Baumgartner stellt ihren Krimi *Käfigland* um einen rechtskonservativen Schweizer Politiker namens Bracher vor. Regisseur und Krimi-Spezialist Florian Rexer lädt zum Tatortdinner unter dem Titel «Oh Canada... Kleine Morde unter Freundinnen». Und zum Schluss gibt es einen Talk mit dem St.Galler Rechtsanwalt und Milieukenner Valentin Landmann zur «Faszination der bösen Buben».

Tatorte der Krimitage sind die Bibliothek Hauptpost, das Café St.Gall und der Raum für Literatur. Hinter dem Projekt stehen der Verein Pro Stadtbibliothek und die Stadtbibliothek St.Gallen. Die Initiantinnen sind Christa Oberholzer, Katrin Braun, Katrin Bächle und Eva Bachmann.

Warum Krimitage? Weil es dafür ein grosses Lesepublikum gebe, für das bisher kaum Angebote bestanden, sagt Eva Bachmann. (Su.)

Krimitage St.Gallen: 3. bis 5. November, Bibliothek Hauptpost St.Gallen

bibliosg.ch

Schöner wohnen im Museum

Text: Peter Surber



Caro Niederers Café im Museums-Untergeschoss, (Bild: Sebastian Stadler)

Das Kunstmuseum St.Gallen nutzt den freigewordenen Raum im Untergeschoss und eröffnet ein Café. Caro Niederer hat es gestaltet und besteht darauf, dass es nicht einfach ein Ort für den Pausenkaffee ist, sondern Kunst.

Mark Dion hatte mit der ersten Ausstellung nach dem Auszug des Naturmuseums bereits die Türen der Kunst weit aufgestossen: In der Schau «The Wondrous Museum of Nature» lotete die Beziehung zwischen Kunst und Naturwissenschaften aus. Caro Niederer geht in Sachen spartenübergreifendes Denken im Untergeschoss des Kunklerbaus nun noch einen Schritt weiter. So weit, dass man erstmal nicht recht weiss, wo man ist.

Tische und Stühle mit Designqualität, raumhohe Vorhänge vor den Fenstern, schicke Lampen über der Bar, edle Keramiken, es riecht nach Kaffee – im Halbrund unten im Kunstmuseum ist eine hübsche, leicht retromässig angehauchte Cafeteria entstanden. Die Schichtholzstühle sind ein Klassiker der «guten Form»: Albert Rauch hat sie in den Fünfzigerjahren entworfen, die Wohnhilfe hat sie verkauft. Die farbigen Hocker sind italienisches Design von 1965. Die Vasen sind mundgeblasen vom Studio Thomas Blank in Bern, die Leuchten über der Bar stammen von der Zürcher Designerin Carmen Humbel, das Porzellan von der Firma Good Life Ceramics, und deren Name hat der ganzen Ausstellung den Titel gegeben.

All das Mobiliar und Geschirr soll man nicht nur anschauen, sondern benutzen. Das ist ein Gewinn – denn das Kunstmuseum St.Gallen hat bekanntlich kein richtiges Museumscafé. Es irritiert aber auch – denn ins Café kommt man nur mit dem Ticket für den Museumsbesuch. Die Irritation kommt aus der Grenzüberschreitung, zum einen zwischen privat und öffentlich, innen und aussen, zum andern zwischen künstlerisch und kommerziell. So ganz geht die Irritation auch beim zweiten Tee nicht weg. Ist das jetzt «Schöner wohnen» oder Kunst?

Die Irritation ist Programm im bisherigen Werk von Caro Niederer. Exemplarisch dafür hängen an den Wänden des Cafés grossformatige Fotografien ihres Zyklus *Glasinterieur*. Die Vorhänge sind mit Motiven aus ihren Gemälden bedruckt. Im Vorführsaal ist die Filmdokumentation eines Gesprächs zu sehen, welches Niederer für die Publikation der Frauenzentrale *Gespräche über die Arbeit* 2004 mit anderen Künstlerinnen geführt hat. In der Etage dazwischen hängt das grandiose *Interieur*

– *Lamu House*. Die eigenen Werke ergänzen Videos von Sylvie Fleury aus der Sammlung des Kunstmuseums, die im Wochenrhythmus wechseln. Hinzu kommt, dass sich die Ausstellung laufend weiterentwickeln wird. Sie soll nach und nach den jetzt noch unbespielten Raum ebenfalls in Beschlag nehmen.

Das Museum wird zum Wohnzimmer – und das private Interieur umgekehrt zum Museumsstück. «Jeder Moment ist als Reflexion zu verstehen, um den Ausstellungsraum als hybriden Ort wahrzunehmen, wo privates Erleben mit einer breiten Öffentlichkeit geteilt werden kann», erklärt der Kurator der Schau, Lorenzo Benedetti dazu. Und Direktor Roland Wäspe hofft, dass die Ausstellung zum Ort der Auseinandersetzung damit wird, was Kunst überhaupt ist und wie sich die Grenzen zum Privaten wahrnehmen lassen.

Caro Niederer sagt, die Ausstellung widerspiegle ihr privates Interieur. Keramiken und anderes stammen aus ihrer Zürcher Wohnung, das «Farbklima» ihrer Küche finde sich im Museum wieder, und wie zuhause hat sie auch vor dem Museum, auf dem Schräghang zum Stadtpark, einen Garten angelegt. Er soll nächstes Jahr Kräuter für den Tee im Café liefern. Das Geschirr wird seinerseits in eine Edition weiterverwandelt, und ihr privates Tagebuch mit Instagram-Bildern erscheint als Album, das am 22. November Buchvernissage hat.

Dass mit solchen Aktionen private Regungen und Dinge des täglichen Gebrauchs die höheren Weihen der Kunst erfahren und in Museumsrang erhoben werden, ist eine Problematik, die man bei einem Kaffee auf dem farbigen Hocker unbedingt kontrovers diskutieren sollte. Im Rahmen der Ausstellung gibt es zudem Anfang Dezember eine Buchmesse und im März eine Designmesse. Dank «Good Life Books» und «Good Life Textiles» wird sich das Museum dann nicht nur in ein Café, sondern in einen Basar verwandeln.

Direktor Roland Wäspe erhofft sich von «Good Life Ceramics» jedenfalls eine Ausstellung von «grosser Dynamik», die das Publikum dazu anregt, mehrmals wiederzukommen – nicht nur weil der Kaffee schmeckt und mit Verena Schoch eine erstklassige Gastronomin an der Bar ist, sondern weil sich die Kunst ändert.

Good Life Ceramics, bis 26. August 2018, Kunstmuseum St.Gallen

Vernissage Album: 22. November, 18.30 Uhr

kunstmuseumsg.ch

Text: René Hornung



Überbauung des Zwicky-Areal, Bild: Andrea Helbling

«Umsicht – Regards – Sguardi» heisst der Preis, den der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein SIA inzwischen zum vierten Mal vergeben hat. Aus 79 eingereichten Bauten und Landschaftsgestaltungen hat die Jury acht ausgewählt und präsentiert sie in einer Wanderausstellung, die nun im Kulturkonsulat in St.Gallen Halt macht.

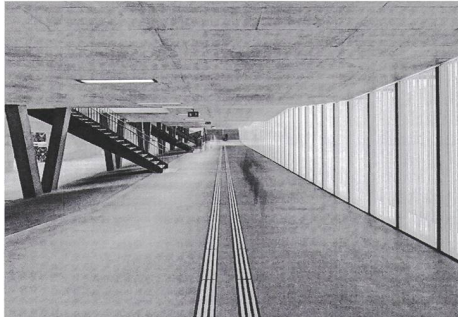
Die Ostschweiz ist in der aktuellen Ausgabe von «Umsicht» nur indirekt vertreten: Das St.Galler Totalunternehmen Senn Ressources leitete die Überbauung des Zwicky-Areals auf der Grenze zwischen der Stadt Zürich und Dübendorf. Die Bau- und Wohngenossenschaft «Kraftwerk 1» hat an einer schwierigen Lage zwischen Autobahnzubringern und Bahnviadukt in neue Wohnformen investiert. Clusterwohnungen und gemeinsam genutzte Räume sind entstanden. Ein bunter Mix von Bewohnerinnen und Bewohnern hat sich hier zusammengefunden.

Solche Wohnexperimente gibt es in St.Gallen noch nicht. Die Ausstellung kann deshalb Anregungen bieten – und dies nicht nur im Wohnungsbau. Gezeigt wird auch, wie Genf das Flussbett der Aire revitalisiert hat, oder dass der Umbau des Bahnhofs Zürich Oerlikon weit mehr ist als nur eine Funktionsbaute, sondern auch Quartiere grosszügig miteinander verbindet. Das Flusskraftwerk Hagneck oder die Sanierung und Umnutzung des Schulhauses im bündnerischen Valendas sowie das Experimenthaus «Nest» der Empa in Dübendorf sind andere Beispiele mit Vorbildcharakter. Gute Architektur, das will «Umsicht – Regards – Sguardi» aufzeigen, ist weit mehr als gute Gestaltung. Sie ist auch innovativ, gesellschaftlich relevant und übernimmt ökologische Verantwortung – und sie funktioniert ökonomisch. Alle diese Kriterien erfüllen die mit dem «Umsicht»-Preis ausgezeichneten Projekte.

«Umsicht», bis 4. November, Kulturkonsulat, Frongartenstrasse 9, St.Gallen



Renaturation Aire, Bild: Fabio Chironi



Bahnhof Oerlikon, Bild: René Dür

Obertongesang ist immer noch eine geheimnisumwitterte Kunst. Die Physik sagt, dass ein Ton nicht einfach ein Ton ist, sondern seine Qualität und Lebendigkeit erst dank den mitschwingenden Ober- und Untertönen erhält. Deren Reihe lässt sich am einfachsten durch unterschiedliche Teilungen einer Saite erleben und aufschlüsseln. Ein besonders «auffälliger» Oberton, das schiefe tönende Alphorn-Fa, ist aus der Naturmusik geläufig. Aber um die Töne im eigenen Körperinstrument, mit der eigenen Stimme zu entwickeln, braucht es mehr als Physik. Es braucht vor allem Übung.

Tibetische Mönche üben lebenslang an ihrem archaischen Obertongesang. In den Kursen von Christian Zehnder und Marcello Wick dauert der Lernprozess etwas weniger lang – süchtig kann er aber auch machen. Jetzt treten die beiden Profis mit einem Chor an die Öffentlichkeit. Er heisst Partial und besteht aus gut 20 Frauen und Männern aus allen Ecken der Schweiz, die sich in Obertonkursen gefunden haben – meist Laien, aber vom Obertongesang faszinierte «Freaks», wie Marcello Wick sagt.

Das Konzert handelt laut Titel «Von Klanghöhen und Berglauten». Es umfasst Eigenkompositionen von Zehnder und Wick, zur Hauptsache durchkomponiert, teils mit improvisatorischen Elementen sowie Bearbeitungen, etwa einem Stück von Johannes Brahms oder einem schwedischen Volkslied. Das Programm bewege sich bewusst zwischen der Obertonwelt und dem «normalen» Tonsystem, sagt Marcello Wick. Und es knüpfe, wie der Konzerttitel antönt, eher an alpine Musikpraktiken, an Jodel und Naturtongesang an als an esoterische Traditionen, in denen der Obertongesang auch eine Rolle spielt. Spirituell in einem weiten Sinn sei der Obertongesang jedoch durchaus, sagt Wick – wie im Grunde jedes Singen.

Marcello Wick kennt man von experimentellen Konzerten im Quartett Stimmsaiten. Und in der *Hamlet*-Inszenierung am Theater St.Gallen erklang sein Ober- und Untertongesang solo als Live-Soundtrack. Jetzt wird daraus ein ganzer Chor; 2016 für das Naturstimmen-Festival im Toggenburg entstanden, gibt Partial im November in St.Gallen sein erstes Konzert.

Bereits eine Woche vorher ist das Naturstimmen-Festival seinerseits «on tour»: Das Trio Han Vivi aus Benin, der Schweizer Jugendchor jutz.ch sowie der Toggenburger Jodler Christian Metzler bieten in der Tonhalle St.Gallen einen Vorgeschmack auf das Festival 2018. (Su.)

Partial: 25. November, 20 Uhr,
Kirche St.Mangen St.Gallen

partial.ch

Naturstimmen on tour: 18. November, 20 Uhr,
Tonhalle St.Gallen

klangwelt.ch/naturstimmen

Alpine Katastrophen-Komödie



Der Alpenraum hat ein Problem – mehr als eines. Die Klimaerwärmung, Stichwort Bondo, Stichwort Gletscherschmelze, ist eines der größeren. Der Verkehr, der Strukturwandel in der Landwirtschaft, neuerdings der Wolf... Gründe genug für die Theatermacher von Café Fuerte, sich dem alpinen Thema anzunehmen.

2016 waren Regisseurin Danielle Fend-Strahm und Schauspieler Tobias Fend in Guttannen am Grimselpass, haben Alphütten und Kraftwerke besucht und, wie sie sagen, «im Dorfgasthaus gut zugehört». Aus dieser Recherche ist ein Stück entstanden, das diesen Frühling in Guttannen uraufgeführt wurde und jetzt in Trogen (auf dem Vorplatz der zum Mehrgenerationenhaus umgebauten Alten Drogerie) sowie im vorarlbergischen Hittisau unter freiem Himmel gespielt wird: *Altes Holz, Ernst und der Schnee*.

Hauptfigur ist der Ernst. Ein Alter mit alter Liebe zu den Bergen und zum Schnee und zum Eigensinn. Manche sagen, er spinne, aber das ist dem Ernst egal, bis ihm eines Tages der Zwergenkönig Muggensturz begegnet und droht, den Stausee auszulassen und das Dorf zu überschwemmen. Um diesen Ernst spielt sich ein Stück ab, das nach den Worten der Truppe «eine Verbeugung vor dem Alter, eine absurde Komödie, ein alpines Abenteuer und ein heimlicher Thriller» ist oder kurz: «ein absurd-alpiner Katastrophenfilm für das Theater». Gespielt wird im Stil der Commedia dell'Arte: Die Truppe kommt ins Dorf, baut eine Holzbühne auf und legt los. Neben Tobias Fend spielen Rudi Widerhofer und Kristine Walther sowie Musiker Florian Wagner.

Mit alpinen Abenteuern hat Café Fuerte Erfahrung. 2016 spielte das Ensemble ein Schmugglerstück namens *Die Schwärzer*, zuvor gab es winterliche Theaterproduktionen auf der Ebenalp oder ein Seilbahnstück. Stets stand dabei «das Verhältnis zwischen Mensch, Natur und Technik» im Zentrum der theatralischen «Grossen Geschichten an kleinen Orten», auf die sich das Ensemble spezialisiert hat. (Su.)

Altes Holz, Ernst und der Schnee

23. bis 26. November und 5. sowie 6. Dezember in Trogen

29. November, 1. bis 3. und 7. bis 9. Dezember in Hittisau A

cafeuerte.ch

Auf hoher See



«Eine schillernde Reisegesellschaft legt sich an Deck eines abgelebten Schiffes und gondelt durch die Weltmeere – ohne sichtlichen Kurs. Ob sie je ankommen werden? Ob sie je ankommen wollen? Die Expedition lässt sie daran glauben, neue Selbstgebiete zu entdecken. Unfreiwillig werden sie im Bauch des Schiffes zum Forschungsteam und planen die Sprengung ihres eigenen Horizonts. Was bewegt den Menschen in seinem Menschsein, tönt es durch alle Ritzen.» So umschreibt Micha Stuhlmann ihre jüngste Stück-Expedition. Die im Thurgau lebende Theatermacherin hat langjährige Erfahrung in der inklusiven Theaterarbeit mit Menschen mit und ohne Beeinträchtigung. «Beeinträchtigung, Einschränkung, Eigenart oder Schwierigkeit werden bewusst als Themen in der künstlerischen Auseinandersetzung aufgegriffen. Die Grundhaltung, die Inklusion möglich macht, ist Selbstverständlichkeit und Herausforderung», schreibt sie.

Neben der künstlerischen Leiterin wirken Raphael Zürcher (Fotografie, Film und Bühnenbild), Ellen Finus (Kostüme) und Marc Jenny (Musik) mit. Zum Ensemble gehören Monika Guelat, Urs Ilg, Gerda Löw, Kurt Riederer, Tobias Schmidli, Lilli Stuhlmann, Marlies Verhofnik, Jenny Wienrich und Johannes Widmer. «Als Kundige der eigenen Lebensgeschichten und Lebensgestaltungen inszeniert das Ensemble Authentizität, ohne den Geschmack von Reality-Show», heisst es in der Ankündigung des Stücks mit dem schönen Titel. (Su.)

Beine baumeln himmelwärts

29. Oktober 18 Uhr Shedhalle Eisenwerk Frauenfeld

26. November 19 Uhr Lokremise St. Gallen

27. Januar 19 Uhr Altes Zeughaus Herisau

beinebaumeln.ch

UG24: ein letztes Gewusel

Schön wars, das Abschiedsfest der 24-Stunden-Tankstelle am Unteren Graben. Fast zwei Jahre ist es her, dass das vielbesuchte St.Galler Paralleluniversum schliessen und der Uni und einer erweiterten Parkgarage Platz machen musste. Zum Abschied gab es in der Halle der ehemaligen Autowerkstatt nebenan Würste und Kartoffelsalat, Kurzgeschichten zur UG24, Musik von den Selfies und Gee K und eine Aftershow mit DJ Beat Drittenbass.

Wer wollte, konnte sich an diesem Abend noch ein letztes Erinnerungsstück aus der 24er ergattern. Ich habe mir eine ziemlich grusige Time-Square-Hologrammtafel gekauft, die schon seit Jahren dort stand. Das Schönste an diesem Teil sind die Grüsse und Wünsche, die mir die ehemaligen Angestellten des Tankstellen-Bistros auf die Rückseite geschrieben haben.

Eigentlich hätte der Umbau der UG24 zur UG25 längst beginnen sollen, doch der Verkehrsclub der Schweiz (VCS) hat Einsprache erhoben. Die Verhandlungen haben sich fast ein Jahr hingezogen und als sich auch noch die Sanierung des Rosenbergertunnels verschoben hat, die zu erheblichem Mehrverkehr in der Innenstadt führen wird, hat sich die Bauernschaft dazu entschlossen, mit dem Baubeginn nochmals zu warten. Im vergangenen Mai fällte sie den Entschluss, dass erst im Frühling 2018 mit dem Bau begonnen wird.

Das hat den Künstler Augustinus Markus Rupp alias Gass auf den Plan gerufen. Er hat bei den zuständigen Architekten für eine Zwischennutzung angefragt, was ja derzeit grad en vogue ist in St.Gallen, und eine Zusage erhalten. «Baustelle Kunst» heisst seine Ausstellung die sich im Moment im Aufbau befindet und am 3. November in der ehemaligen Autogarage Vernissage feiert.

Gass bemalt Haus- und Leinwände, Papier, Holzbretter, Kunststoff und auch menschliche Haut. Seine Bilder installiere er auch gern in Freiräumen ausserhalb enger Mauern, in Grenzgebieten zwischen Zivilisation und Natur, sagt eine gute Freundin von ihm. «Orte, die für einen Moment zwischen zwei Bestimmungen zu Niemandsland geworden sind, wo sich die Kraft der Natur entfaltet und sich ihren Raum zurückerobert.»

Den Freiraum um die ehemalige 24er-Tankstelle kann Gass mit seiner Kunst zwar nicht mehr zurückerobern, aber er kann das Gelände – hoffentlich – noch einmal zünftig mit Leben und Gewusel erfüllen, bevor sich dort nur noch Studis und Autos stapeln. (co)

Baustelle Kunst – Gass.Retro.UG.: 3. November (Vernissage) bis 1. Dezember, Unterer Graben 24, St.Gallen

UNO Cocktail & Prarie Oyster

Alkoholische Mixgetränke können sich als treue Begleiter herausstellen, weisen aber nicht selten auch den Weg in gesellschaftliche Abgründe. Kaum eine Gelegenheit, zu welchen man sie nicht geniessen könnte. Aus aktuellem Anlass finden Sie, werter Leser, werter Leserin, zwei Rezepte aus den Büchern des vergessenen gegangenen Schweizer Barmanns Harry Schraemli als Hilfestellung zur Bewältigung des gegenwärtigen gesellschaftlichen Alltags.

Anlässlich des Austritts der USA aus der UNESCO empfehlen wir zunächst Schraemli «UNO Cocktail» aus dem Jahre 1946.

In das Mixglas gebe man Eis, 1 Messglas Wodka. Vorsichtig anfassen, ja nicht rühren. In ein unzerbrechliches Glas giessen. Nun einen Amerikaner einladen, mit ihm eine englische Zigarette rauchen, dazu eine französische Zeitung lesen, auf alle andern Staaten der Welt pfeifen und die Rechnung dem Bundesrat schicken.

Um eine Linie von 1946 ins Jetzt zu ziehen, wagen wir einen Deutungsversuch: Während Donald Trump derzeit auf alle erdenklichen Staaten (und seine eigenen Landsleute) pfeift, ziehen sich die Engländer nach dem Brexit auf die Insel zurück, um ihre Zigarette abseits zu rauchen. Emmanuel Macron glänzt in der Tagespresse, Deutschland hingegen fehlt in Schraemli Rezept vollkommen. Im Wirrwarr der Jamaika-Farben orientiert sich unser nördlicher Nachbar im Nachgang an die «tektonischen Verschiebungen» der Bundestagswahlen gerade neu. Deutscher Einfluss zeigt sich hingegen im russischen Gewand, zumal der frisch in den Verwaltungsrat des grössten russischen Ölkonzerns gewählte Altkanzler Gerhard Schröder demnächst sicherzustellen versucht, dass künftig russisches Öl unseren Energiedurst stillt (ganz der Wodka im Glas).

Rätselhaft bleibt, wo Schraemli die Lösung des Dilemmas sieht. Bundesbern – ganz Opfer seines Alleingangs – zahlt lediglich die Rechnung für verpasstes Mitgestalten. Erschienen ist das Rezeptbuch übrigens in der Reihe «Bibliothek der modernen Hausfrau» – sah Schraemli womöglich die Rettung in weiblicher Gestalt?

Für die Katerbewältigung im Kontext der Olmafestwochen bzw. zur Abgewöhnung des Genusses grösserer Alkoholmengen erscheint uns schliesslich der amerikanische Klassiker «Prarie Oyster» geeignet, hier Schraemli's Rezept:

In ein Cocktailglas gebe man 1 Barlöffel Tomatoketchup, 1 Esslöffel Worcestershire-Sauce und ein unzerbrochenes frisches Eigelb. Das Eigelb muss in der Sauce schwimmen. Hierauf streue man eine Prise Salz und etwas Paprika, giesse einen Barlöffel Estragon-Essig darauf und fülle fast voll mit Olivenöl. Getrunken wird «Prarie Oyster» am liebsten von solchen Gästen, die schon ein gewisses Quantum hinter die Frackbinde gegossen haben. Man achte darauf, dass man nicht zu viel Paprika nimmt, auch stelle man dem Gast ein Glas frisches Wasser zum Nachspülen bereit. Man setzt das Glas an, und mit einem einzigen Schluck muss alles hinunterrutschen.

Sollten am Ende dennoch Spuren von Ei im Gaumenbereich zurückbleiben, schütte man einfach eine weitere Runde «UNO-Cocktail» im unzerbrechlichen Glas hintendrein. So oder so, was immer sie auch zu tun gedenken, ein fahler Geschmack im Mund wird auf jeden Fall bleiben.

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

Pronto: Dario Forlin



Vor zwei Jahren hat Dario Forlin sein Studium in Visueller Kommunikation in Bern abgeschlossen. Ein «richtiger Grafiker», mit Agentur, Aperio und Art Direction und so, will er aber nicht sein, denn seine Leidenschaft ist die Illustration, die verspielte Cousine der strammen Gebrauchsgrafik.

Manche kennen Forlins «Kralle» von der Wanderkolumne auf den letzten Saiten-Seiten, andere vielleicht von der «Zeichnungsdisco» im Palace, wo er und Lika Nüssli zur Musik ihre Stifte schwingen, während andere im Takt swingen. Oder sie haben Forlins Illustrationen auf der Dachs-EP *Büzlä* entdeckt, in der WOZ oder in anderen Magazinen – der Output des St.Gallens ist beachtlich. Und wird jetzt auch preisgekrönt – am 8. November in Nendeln FL, alles weitere ist noch geheim.

Wenn er nicht gerade für seine Auftraggeberinnen arbeitet, tüftelt Forlin Zines zu verschiedenen Themen aus und illustriert diese. Von Vokuhilas bis zu kämpfenden Frauen ist alles dabei – sein jüngstes Zine basiert auf einer Auswahl von insgesamt über 1500 Illustrationen. Von ebendiesen kleinen Hefchen wird er im Konsulat erzählen; von seinem Antrieb, seinen Inspirationen und allfälligen Tücken der Illustrationskunst. Danach ist die Runde offen für Fragen, Inputs und Ansprachen aller Art.

Dario Forlin am Schalter: 23. November, 19 Uhr, im Konsulat an der Frongartenstrasse 9, St.Gallen.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Winterthur und Olten

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Emanzipation

Ohne ihn wären sie tote Masse. Wenn den Puppen jedoch auf solch eindrückliche Weise Leben geschenkt wird, wie dies Nikolaus Habjan tut, beginnen sie sogar, sich von ihm zu emanzipieren. Nun kommt der österreichische Figurenspieler für eine Werkschau nach Baden, wo auch das heftige Stück «F. Zawrel – erbbiologisch und sozial minderwertig» gezeigt wird. **Werkschau Nikolaus Habjan bis 5. November, Theater im Kornhaus, Baden** thik.ch

Programmzeitung
Kultur und Kunst Basel



Anstoss

Das Schwerpunktthema der diesjährigen BuchBasel – Unerhört – schlängelt sich durch alle knapp 100 Veranstaltungen. All dem Unerhörten, das die Welt bewegt, soll entgegengetreten werden. Der Anstoss dazu: Bücher! Neben den traditionellen Lesungen regionaler, nationaler und internationaler Autorinnen und Autoren wartet das Literaturfestival auch mit unkonventionellen Formaten auf. **BuchBasel 2017 10. bis 12. November, diverse Orte im Raum Basel** buchbasel.ch

BKA
Basler Kulturmagazin



Buchpreis

Aussteigerfamilien, eine Krebsdiagnose, ein arbeitsloser Zyniker und eine überforderte Mutter: Martina Clavadetscher (Bild), Urs Faes, Lukas Holliger und Julia Weber sind mit ihren Werken Knochenlieder, Halt auf Verlangen, Das kürzere Leben des Klaus Halm und Immer ist alles schön für den Schweizer Buchpreis nominiert. In Bern geben sie Einblick in ihr Schaffen. **9. Nacht der B-Lesen 4. November, 19.30 Uhr, Dachstock der Reitschule Bern** b-lesen.ch

041
Das Kulturmagazin



Musikmaschine

Virtuos und vielfältig: Vera Kappeler. Diese Frau setzt ihrer Kunst an den Tasten keine Grenzen. Klangexperimente, Chansons, Volkslieder, Theatermusik, freie Improvisation: Kreativität ist Kappelers Trumpf. Egal, ob am Klavier, dem Harmonium oder der Orgel. Und an letztgenannter «Musikmaschine» kann die Virtuosin demnächst im Organ-Quartett mit Urs Leimgruber, Luca Sisera und Peter Conradin Zumthor erlebt werden. **Organ-Quartett 18. November, 20 Uhr, Matthäuskirche, Luzern**

Coucou



Bildgewitter

Während Ferien in Thailand zum Standardrepertoire jedes Schweizlers gehören, bleiben Filme aus Südostasien Ferien-Flirts. Das soll sich im November ändern, dachten sich die Internationalen Kurzfilmtage und widmen dem südostasiatischen Film einen grossen Fokus. «Tropical Views» heisst das in Winterthur und soll nicht nur die Filmschaffenden aus dem Westen zum Schwitzen bringen, sondern auch die Zuschauer in magische Atmosphären hieven. **Internationale Kurzfilmtage 7. bis 12. November, verschiedene Orte in Winterthur** kurzfilmtage.ch

KOLT



Fiebertraum

Nachts auf der Autobahn wird die Welt plötzlich bunt. Lichter flackern auf, die Hoffnung auch, und hinter dem nächsten Schatten steckt der Sinn des Lebens. «Magic Wands» klingen nach Nacht, aber nach jener Sorte, in der alles passieren kann, in der man wild tanzen, den Sinn der Welt entdecken oder einfach nur sehnsüchtig seufzen kann – wie Los Angeles, die Stadt, aus der sie kommen. **Magic Wands 16. November, 20 Uhr, Coq d'Or Olten** coq-d-or.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz